

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 179.

Sonntag, 12. Juli.

1931.

Derby / Roman von Ernst Klein.

Copyright 1926 by Ernst Kleis Nachfolger (August Schert) G. m. b. H., Leipzig.

1.

Derby!

Eines Pferdes Rennen! Rosmarin vom Dave King aus der Lindenblüte gewann vom Start bis ans Ziel, indem er vor dem Felde spazierend ging. Keine Aufregung, keine Spannung auf den mit Tausenden besetzten Plätzen. Nie hatte es größere Sicherheit gegeben als Rosmarin, der mit zehn Längen vor dem Felde durchs Ziel kam, eine wundervolle, mit Muskeln gepackte Rennmaschine. Sein Fahrer schwenkte triumphierend seine Peitsche hoch in der Luft, als er den Pfoften mit dem schwarzen Streifen passierte; das Publikum schrie Bravo und klatschte hochentzückten Beifall.

Joachim Reiffenberg nickte zufrieden. Der Sieg Rosmarins war sein Sieg. Des Fahrers Triumph sein Triumph! Denn er hatte den Sieger dieses Derbys gezogen. Joseph Marvin, dem der Hengst gehörte, hatte kein anderes Verdienst, als daß er die achtzehntausend Mark, die Rosmarin kostete, auf den Tisch niedergelegt hatte. „Gratuliere, Herr Baron“, sagte eine fetten Stimme neben Reiffenberg.

Scholz stand da, dick, asthmatisch und Freude über seine ganze gerundete Persönlichkeit strahlend.

„Ich gratuliere Ihnen, Herr Baron“, — wiederholte er. „Sie können sich rühmen, 'n famosos Pferd gezüchtet zu haben.“

Des guten Scholz' Idiom trug stark Berliner Originalfärbung. Seines Zeichens war er ein ehrfamer Schlächter im Westen, verkaufte gutes Fleisch, machte seine Würste und viel Geld. Er hatte einige gute Pferde im Stall und trug auf dem Riemen seines Trieders mindestens fünfundzwanzig Abzeichen verschiedener Vereine, die die Ehre hatten, ihn zu ihrem Mitgliede zu zählen.

Reiffenberg streckte dem Dickden die Hand hin und schüttelte sie herzlich. „Danke! Ein tüchtiger Kerl — der Rosmarin, was?“

„Will ich meinen, hat auch einen tüchtigen Baken Geld gekostet. Natürlich nur so ein Schieber wie der Marvin kann den bezahlen!“

„Na, ich denke, Herr Scholz, Sie können sich auch schon ein gutes Pferd kaufen.“

„Heute?“ Ree, mein lieber Baron, heute nicht mehr. Muß ohnehin darauflegen. Zum Glück ist meine Alte aus demselben Holz geschnitten wie ich. Sport geht ihr über alles. Wenn die knidrig wäre, hätte ich nichts zu lachen. Aber ich bin nicht hergekommen, Ihnen etwas vorzuwenden, Herr Baron, sondern um Ihnen wirklich herzlichst zu gratulieren. Na, die Züchterprämie ist doch auch nicht zu verachten!“ Reiffenberg lachte.

„Gott weiß, wie dringend ich sie brauche. — Bares Geld lacht und hat nie so schön gelacht wie jetzt, wo es so selten ist.“

„Wem sagen Sie das, Herr Baron? Aber ich muß jetzt machen, daß ich wegkomme. Meine Alte telegaphiert schon Sturm. Die hat sicher wieder einen Tip für das nächste Rennen. — Schrecklich — das Weib ist imstande, einen ganzen Waggon Schweine zu verwetten!“

Rosmarin fuhr seine Ehrenrunde, heimste überall

Zubel und Beifall ein, wurde photographiert und schließlich aus der Bahn geführt. Niemand anders als sein Besitzer selber war es, der ihm dabei die Honneurs erwies. Joseph Marvin, tadellos equipiert, von den weißen Samaschen bis zu dem grauen steifen Hut, führte höchst eigenhändig seinen Derbysieger durch die ehrfürchtig Spalier bildende Menge.

Am Stall traf er Reiffenberg, der gekommen war, Rosmarin nach seinem Siege eine Gratulationsvisite abzustatten. Wenn auch das Pferd nicht mehr ihm gehörte, so liebte er es doch noch, denn es war ein Kind seines Gestüts. Er hatte es als anderthalbjährigen Novizen auf seiner Bahn eingefahren. Hatte ihm die ersten Eisen aufgeschlagen. Ein Teil seines Herzens hing heute noch an dem großen, schwarzen Hengste.

„Na“, rief ihm Marvin schon von weitem entgegen, „wir können uns beide gratulieren. Sie haben einen erstklassigen Hengst gezogen, und ich habe einen erstklassigen Hengst gekauft. Winkfield sagt, er hätte im Schritt gewinnen können.“

Reiffenberg nickte kühl und ablehnend. Er mochte Marvin nicht, der eine typische Erscheinung unserer Zeit war. Irgendwo, irgendwie im Kriege hatte er angefangen, Geschäfte zu machen, von denen nicht einmal Gott wußte, welcher Art sie waren. Dann, während des Umsturzes, Revolutionslieferant. Hierauf Geschäfte mit Polen und Litauen. Resultat: eine herrliche Villa im Grunewald und ein prachtvoller Rennstall.

Rosmarin wurde abgeschirrt und trodengerieben. Er streckte ihm den Kopf entgegen und bohrte die weiche Schnauze in die ihn hinreichenden Hände.

„Bei Gott, ich glaube, er kennt Sie!“ rief Marvin. Reiffenberg erwiderte nichts. Er streichelte den schönen Kopf und drückte sein Gesicht an ihn an. In der Kehle steckte ihm ein würgendes Gefühl. Sprechen konnte er nicht —

Marvin gab ihm keine Ruhe. Er war beinahe unerträglich geschäftig und glückstrahlend.

„Kommen Sie, Herr Baron!“ drängte er. „Ich muß Sie mit meiner Tochter bekannt machen.“

Reiffenberg wollte nicht recht. Einmal war er nicht in der Stimmung, neue Bekanntschaften zu machen, und dann hatte er nicht das geringste Interesse daran, speziell die Tochter Joseph Marvins kennenzulernen. Aber der ließ nicht locker und schleppte ihn in seine Loge hinauf.

Hier saß Edith, seine Tochter, umgeben von einem ganzen Hofstaat junger Leute, die ebenso an Eleganz ihrer äußeren Erscheinung, wie in ihren Bemühungen um die Gunst der jungen Dame wetteiferten. Reiffenberg machte ein ziemlich hochmütiges und arrogantes Gesicht, als er dieser Gesellschaft gegenüberstand.

„Edith“, sagte Marvin, „hier bringe ich dir Herrn von Reiffenberg. Ihm haben wir es zu danken, daß wir heute das Derby gewonnen haben.“

Das junge Mädchen hielt eine schmale, wohlgepflegte Hand zur Begrüßung hin. Reiffenberg nahm sie und verbeugte sich. Die Schar der Verehrer schob sich aus der Loge heraus, von Marvin mit einem gnädigen Kopfnicken entlassen.

„Wollen Sie sich nicht setzen, Herr Baron?“ sagte Edith Marvin.

Etwas steif folgte Reiffenberg dieser Aufforderung. Er wußte absolut nicht, wie er sich benehmen sollte, vor allem deshalb, weil er vor dem jungen Mädchen vollkommen überrascht war. Er hatte sich die Tochter Joseph Marvins ganz anders vorgestellt, und sah nun eine junge Dame vor sich, die ihn selbstlicher, beinahe überlegen, begrüßte. Wie kommt der Vater zu der Tochter? Das war der Gedanke, der ihm jetzt durch den Kopf schoß. Unwillkürlich glitt sein Blick zwischen den beiden hin und her — Edith Marvin lächelte.

„Sie scheinen sich zu wundern, Herr Baron“, sprach sie, „daß so wenig äußerliche Ähnlichkeit zwischen meinem von mir so innig geliebten Vater und mir selbst besteht, nicht wahr?“

„O —“, lachte Reiffenberg, nun ganz und gar aus der Fassung geworfen.

„Sie brauchen nicht vor Scham in den Erdboden zu versinken, Herr Baron“, spottete sie weiter. Sie sind nicht der erste, dem dieser Unterschied auffällt. Aber ich kann Ihnen versichern, er ist ein rein äußerlicher, innerlich bin ich die echte Tochter meines Vaters, ein bißchen modernisiert, ein bißchen komplizierter vielleicht — aber sonst bin ich stolz darauf, alle die guten Eigenschaften mein eigen zu nennen, die auch meinen Vater auszeichnen. Ich bin sparsam, wißbegierig, gutmütig und — wie Sie selbst konstatieren können — von herzzgewinnender Bescheidenheit. Vor allen Dingen teile ich meines Vaters Liebe für den Sport.“

Marvin sah da und strahlte. Der Blick, mit dem er Reiffenberg ansah, schien zu sagen: Nun, was meinst du zu meiner Tochter? Er war in dieser Minute die sprechendste Verkörperung des Vaterstolzes!

Reiffenberg hatte sich zu sich zurückgefunden. Das Mädchen gefiel ihm wirklich, und er freute sich ehrlich, seine Bekanntschaft gemacht zu haben.

„Die Liebe für den Sport, oder die Liebe für die Pferde?“ gab er zurück.

„Ist denn das ein Unterschied, Herr Baron?“ „Ganz gewiß! Ich zum Beispiel liebe die Tiere — liebe die Tiere um ihrer selbst willen. Der Sport, so wie er heute betrieben wird, ist nicht ganz nach meinem Geschmack.“

„Aha — stockkonservativ? Zum Teufel mit der Demokratie, nicht wahr? Mit dem Sport geht es Ihrer Meinung nach ebenso wie mit der Politik. Es drängen sich jetzt Leute hinein, die gar nichts dabei verloren haben?“

„So ungefähr“, lachte Reiffenberg. „Aber Sie dürfen mich nicht für so beschränkt halten, mein Fräulein, daß ich mich nicht in das Geschehene schiden kann. Politik war übrigens nie mein Stedenpferd. Ich lebe draußen auf meiner Wirtschaft, baue meinen Wohl, züchte meine Pferde und lasse im übrigen Gott einen lieben Mann sein.“

Unten, in der Menschenmenge versteckt, stand ein Paar und beobachtete mit großem Interesse die Unterhaltung Reiffenbergs mit den Marvins.

Eine Frau und ein Mann waren es. Sie, groß und schlank, nicht mehr ganz jung, aber von einer rassistischen Schönheit, die selbst hier auf dem Rennplatz, wo die Menschen doch andere Gedanken haben, aller Blicke auf sich zog. Sie war mit jener ungeheuren Einfachheit gekleidet, die allein der Stempel des guten Geschmacks ist, und zeichnete sich auch dadurch aus, daß sie ihr reiches kastanienbraunes Haar der Modenarrheit des Bubikopfes nicht zum Opfer gebracht hatte. Ihr Begleiter machte den Eindruck eines Sportsman. Mager war er und zehrig und hatte ein scharf geschnittenes Gesicht, dessen Haut von Sonne und Wind gebräunt und gefurcht war.

„Siehst du“, flüsterte er der Frau neben sich zu, „jetzt ist der Reiffenberg oben bei Marvin. Wir müssen unbedingt an ihn herankommen. Der Teufel soll mich aber holen, wenn ich weiß, wie.“

Das schöne Weib erwiderte nichts. Rässig schob es

sich aus dem Gewühl heraus und schritt an der Loge Marvins vorüber. Wie von ungefähr glitt dabei ihr Blick hinauf an dem Mädchen vorbei und blieb auf Reiffenberg haften. Der sah den Blick und sah das Weib — Das Paar unten ging weiter.

„Wie wäre es“, sagte die Frau, „wenn ich zu ihm hinausfahre und mich bei ihm als Käuferin einführen würde? Wir wollen ja ohnehin ein, zwei Pferde neu einstellen. Draußen wird sich schon die Möglichkeit ergeben, daß ich ihm deinen Namen nenne, nicht? Meinst du, daß das schlecht wäre?“

Der Mann zuckte die Achseln. „Man könnte es immerhin versuchen, und zwar so bald als möglich. Wascheß, der bei Reiffenberg Gestütsmeister ist, hat mir erst gestern wieder gesagt, daß er schon in allernächster Zeit seine Pferde auf die Bahn schicken will. Er sucht nur noch nach einem passenden Fahrer. Das wäre doch eine Chance für mich!“

„Was ich tun kann, werde ich tun. An mir soll es nicht fehlen“, sagte die Frau und blickte lachend nach der Loge zurück —

2.

Reiffenberg saß mit seinem Töchterchen und der Gouvernante beim Frühstück.

Frühsummer war es. Lau und lind der Morgen, gewürzt mit dem Duft, der vom Walde her auf die Terrasse strömte.

Weit ging der Blick hinaus ins märkische Land. Vor dem Schlosse eine breite Parkfläche, auf der wunderschöne alte Buchen und Birken standen. Dann der See, rötlich silberglänzend im Lichte der Morgensonne, rings eingesäumt von dunklen, melancholischen Fichten und Föhren. Just keine bezaubernde, zu heller Bewunderung begeisterte Landschaft. Zu ernst, zu dunkel vielleicht. Aber jetzt lag heller Sonnenglanz über ihr, und lebhafter leuchteten ihre Farben.

Rote Erde war nicht übermäßig alt. Josias Eberhard Reiffenberg, der das Schloß erbaute, war Kammerbankier des ersten Preußenkönigs gewesen, und aus seinem Säckel war ein großer Teil der Gelder geflossen, von denen Friedrich I. den Glanz der Königsberger Krönungstage bestritten hatte. Zum Dank dafür wurde er zum Baron gemacht und erhielt als Staatsgeschenk den Roten See in der Mark, mit fünfhundert Morgen Land dazu. War ein wüstes Stück Erde damals, wild, unbebaut und unbewohnt. Doch Josias Eberhard Reiffenberg, dem alles glückte, was er anpakte, und unter dessen Fingern Kiesel zu Gold wurden, verstand es auch, diesem unwirtlichen Boden Wertvolles und Schönes abzurufen. Er baute das Schloß Rote Erde, nicht gerade groß, aber behaglich und geräumig im Innern, machte durch geschickt angelegte Dränierungskanäle den dünnen Sand fruchtbar, schuf einen Park, dessen Schönheit berühmt wurde im ganzen Land, und verwandelte hundert Morgen Moor zum üppigsten Weideland, auf dem er ungarische Pferde zu züchten begann. Er verliebte sich in diese Beschäftigung so sehr, daß er sich von seinen Angelegenheiten in der Stadt vollkommen zurückzog und fortan nur auf dem Lande lebte. Er war einer der ersten im ganzen heiligen Deutschen Reiche, die darauf ausgingen, ein schönes, sichereres Wagenpferd zu ziehen. Als Gregor Orlov etwa fünfzig Jahre später in Rußland damit anging, den Traber zu züchten, der seinen Namen tragen sollte, hatten die Reiffenbergs auf Schloß Rote Erde bereits einen prachtvollen Stamm stattlicher Kutschpferde. Sie lieferten nicht nur an den Preußenhof, sondern auch dem Kaiser nach Wien, dem Polenkönige, und sogar der Maritall der französischen Könige erhielt immer acht bis zehn Paar Reiffenbergische Pferde. Alle die Nachkommen Josias Eberhard Reiffenbergs hatten seine Liebe zu dem edlen Tiere im Blute und machten es sich zur Tradition, das Werk ihres Ahnherrn fortzusetzen. Sie waren keine Hofbediente und stolzierten nicht in samtenen, goldgestickten Gewändern. Sie gaben ihrem Könige stets gute Offiziere, zahlten ihre Abgaben und blieben ansonsten auf ihrem Schloß, der Sohn immer bestrebt, bessere Pferde zu züchten als sein Vater.

(Fortsetzung folgt.)

Pfundbirnen.

Von F. Schröghamer-Heimdal (Passau-Saidenhof).*)

Schon lange hörte ich von den sagenhaft großen Birnen des Kraftbauern, den sogenannten Pfundbirnen. Meine Begier nach diesem Riesenobst wuchs ins Unermeßliche, und ich mußte mich nur wundern, daß ich diesen Birnbaum noch nicht entdeckt hatte. Kannte ich doch sonst jeden Baum in allen Gärten und wußte alle Früchte nach Güte und Reifezeit genau zu unterscheiden. Es gab Köstlichkeiten genug unter den Erzeugnissen dieser verbotenen Bäume, aber die köstlichste sollte mir noch bevorstehen, nämlich eine Pfundbirne vom Kraftbauern.

An einem herrlichen Herbstsonntagnachmittag trat ich meine Entdeckungstour an. Ich schlich mich hinter den Stäbels und Scheunen herum und tat, als ob ich wirklich gar nichts im Schilde führte. Wie ich aber zur Streuschuppe des Kraftbauern kam, stand da ein knorriger, wetternarbiger Baum, den ich bisher dem Stamme nach für eine Steineiche gehalten hatte. Gleichwohl tat ich einen Blick zur Krone empor — und gleich darauf stand mir das Herz still vor jauchzender Wonne. Wie Rindsköpfe leuchteten riesige Birnen aus dem geheimnisvoll wipfelnden Laub. Dem Christoph Kolumbus, als er Amerika entdeckte, kann nicht fröhlicher zu Mute gewesen sein als mir bei solchem Anblick.

Ich warf mich gleich ins Gras und ließ mein Herz ein wenig vertoben. Gleichzeitig hielt ich Auslug, ob von den Kraftfischen jemand um die Wege wäre. Denn dem Landfrieden war keineswegs zu trauen, und die Kraftfische hatten ihren Namen nicht umsonst. Der Kraft selber war rätselt gewesen, und man erzählte in den Winterstuben mit Schauern, wie er die Franzosen im Siebziger Kriege herumgedroschen hatte.

Ich hütete mich also wohl und ging den knorrigen Stamm von der abgewendeten Seite an. Und dann hinauf wie ein Eichhörnchen! Übung macht ja auch im Baumklettern den Meister!

Wie ich aber droben im Wipfel saß und die wunderbaren Riesenbirnen in ihrer nahen und wahren Größe sah, da tat mein Herz noch einmal einen heimlichen Freudenprung, und so beschloß ich, von der willkommenen Beute möglichst viel zu bergen.

Kaum hatte ich das gedacht, da tat sich das hintere Hofstück auf und der Kraftbauer kam gemessenen Schrittes hinter der Streuschuppe hervor. In der einen Hand trug er den sechsmaligen Erntekrug voll Bier, in der andern einen mehrgliedrigen Ranten Rauchfleisch und einen halben Laib Brot.

Ausgerechnet beim Pfundbirnbaum ließ er sich zur Vesper nieder, indem er seine Beine wohlthätig in den Schatten streckte, während er sein werktägliches Haupt an den Stamm legte.

Ich hatte erst zwei Pfundbirnen geerntet und ihrer Größe wegen nur mit Mühe in den Hosentaschen geborgen, als der Kraftbauer unter mir mit seiner leibstärkenden Sonntagsvesper begann. Angesichts der mitgebrachten Vorräte konnte es Stunden währen, bis er sich wieder empfahl, und ich war sehr gespannt, wer es länger aushielte, er oder ich. An ein Entweichen meinerseits war nicht zu denken, so lange er unten seinen Brotzeitplatz behauptete, und so mußte ich mich wohl oder übel in meine überaus peinliche Lage fügen.

In einer Aftagabelung geborgen, hartete ich der Dinge, die da noch kommen sollten. Es mochten Stunden vergangen sein, da sah ich, wie der sechsmalige Erntekrug umgestülpt im Grase lag. Und den Stamm herauf kam ein Schnarchen, daß meine Aftagabel zu schaukeln begann. Kein Wunder, wenn ein Kraftbauer nach solcher Brotzeit seine Atemwerkzeuge frei wirken läßt!

Nun, da mein Widersacher den Schlaf des Gerechten schlief, konnte ich es wagen, mich selbst und meine Beute in Sicherheit zu bringen. Wieder benützte ich die dem Feinde abgewandte Seite des Stammes zum lautlosen Abstieg. Schon hatte ich den rettenden Boden beinahe erreicht, da muß den sorglosen Schläfer eine Wesppe belästigt haben, denn er begann mit beiden Armen um sich zu schlagen. Und wie's der Kuda schon wollte, erwischte mich der Kraftbauer bei der Ferse und ließ mich nicht mehr los, so sehr ich auch riß und zerrte. Und indem er sich vollends aufmunterte und meine klägliche Wenigkeit erkannte, der die zwei Pfundbirnen aus den Hosentaschen standen, da bat ich flehentlich: „Tu mir nichts, Kraftbauer. Ich tu's nimmer.“

Er aber packte mich nur fester bei den Fersen und sprach, indem er auf die zwei Pfundbirnen wies: „Die ißst

*) Der unseren Lesern aus manchem Beitrag bestens bekannte Verfasser wird am 12. Juli fünfzig Jahre alt.

du jetzt! Eher kommst mir nicht weg. Das andere sehen wir nachher schon.“

Ich zog also eine Pfundbirne heraus und biß beherzt hinein. Ich meinte schon, welch köstlicher Saft sich meinem lusternen Gaumen darbot, aber ich biß auf Stein und Bein. Schon wollte ich den harten Bissen spuckend von mir geben, als mir ein Nachwort des Kraftbauern befiel: „Geschluckt wird!“

So mußte ich die zwei Riesenbirnen vor den Augen des Gewaltigen mit Buxen und Stengel essen. Mir war wie dem Wolf im Märchen, als man seinen Bauch mit Steinen füllte. Endlich loderten sich die Fäuste des Kraftbauern und er sprach: „So, jetzt geh und merk dir's!“

Die Pfundbirnen schlumperten mir im Magen gewiß eine Woche lang und machten mir mancherlei Beschwerden, von denen ich lieber schweige. Aber gemerkt hab ich mir's. Wenn ich später wieder Köstlichkeiten rühmen hörte, die ich nicht kannte, war stets mein erster Gedanke: „Aha — werden halt Pfundbirnen sein. Lieber nicht.“

Und beim Gedenken an die Fäuste des Kraftbauern und die ausgestandene Magenbeschwerde ließ ich die Finger davon. Unverdauliches Zeug, das einem die längste Zeit im Magen liegt. Ich wußte, was das bedeutet, denn ich war schon gewohnt durch die Pfundbirnen, die im Genusse ihren verlodenden Schein ins Gegenteil verkehrten. Pfundbirnen, ihr habt mich nur einmal drangefressen. Denn jetzt weiß ich, daß ihr ungenießbar seid, ob ihr nun als „arober Rabenkopf“, wie euer rechter Name ist, an einem Birnbaum hängt oder unter Menschen wendet. Trau, schau, wem, bevor du „anbeißt“, — denn der Schein trügt und die Reu ist lang.

Nur Spiel.

Historische Skizze von Hans-Eberhard v. Besser

Die hohen Fenster des Jagdschlösses Moritzburg leuchteten in die milde Nacht hinaus, goldener Kerzenchimmer erfüllte die Scheiben mit seltsamem Leben. Während man tanzte, Lachen, Frohsinn und Musik durch die Räume schallten, stellten Diener im Spielzimmer die Tische auf. In zwangloser Unterhaltung standen die Hofkavaliere umher, Kurfürst August den Starcken zur abendlichen Kartenpartie erwartend. Da riß ein Lalai auch schon die Türen auf: Der Kurfürst, in all der raffinierten Eleganz seiner Zeit, stand auf der Schwelle. Die Herren verneigten sich. Das Auge des Fürsten streifte die Schar. Es lohte auf, als es den Leutnant von Streit maß, der schlanke und lässig neben seinem Stuhle stand.

Stundenlang ruhten die Blicke der Männer ineinander, gegnerisch hart, unmerklich sich messend. Und der Leutnant wurde alschah! im Gesicht, die Hand tastete nach dem Degentnauf. Er begriff auf der Stelle!

Der Kurfürst hob den rotstamtenen, gepolsterten Armseffel wie ein Spielzeug in die Höhe und ließ ihn hart auf den Boden donnern, ehe er Platz nahm. Schwüle lag jaß über der Runde, die sich um den Tisch versammelte. Der hohe Herr war äußerst ungnädig, irgend ein Verdruß mußte soeben seine Laune verdorben haben. Der Leutnant von Streit war sich über den Grund sofort klar. Die blonde, herrliche Komtesse Boddien, seine heimliche Braut, hatte den fürstlichen Herrn und Gebieter in die Schranken gewiesen. Längst war es ja kein Geheimnis mehr, was August für die hübschöne Hofdame empfand, doch sie liebte einen armen, kleinen Leutnant, ihr Herz gehörte diesem; kein Fürst, kein König auf der Welt konnte diese blonde, freimütig blidende Sächsin beugen, ihr Herz erobern. Es war nicht mehr frei.

Streit lächelte unwillkürlich. Doch sein Lächeln erstarr, als er die Augen des Kurfürsten auf sich ruhen spürte, der neben ihm saß.

Das Spiel begann.

Die Karten flogen. Die Kerzen in den silbernen Leuchtern zitterten. Die Spigenkrausen der Arme rauschten leise. Der Fürst war wenig bei der Sache. Die hart eingegrabene Unmutsfalte auf seiner Stirn wich nicht. Und plötzlich wandte er sich an den Leutnant von Streit. „Er hat da eine Dame. Geh' Er mir die Karte!“

Der Finger des Fürsten tippte auf die Coeurdame im Kartensächer des Offiziers. Streit erblaßte. Die Karten in der verkrampften Hand, sah er dem Fürsten offen ins Antlitz. Kein Zweifel, die junge Boddien hatte freimütig und ohne Umschweife gesprochen. Hinter dem Scherz des Fürsten lauerte furchtbarer Ernst. „Es wäre gegen die Spielregeln, gnädigster Herr, die Dame meines Herzens muß ich behalten“, erwiderte der Leutnant mit leerem Lächeln.

„Hoho, ich bin Sein Herr, auch im Spiel. Doch tue Er, was Er will!“

Hastig warf der Kurfürst eine Karte auf den Tisch. Das Spiel ging weiter. — — —

Als der Mond über dem dunklen schwarzen Walde empor tauchte, silbernen Schimmer zwischen die Stämme werfend,

rollte ein Wagen die Landstraße hinab. Die Komtesse Gertha von Boddien erwachte und richtete sich jäh in den Kissen auf. Sie riß den seidenen Vorhang zurück und lauschte. Das Rollen der Räder verfolgte sie, blieb ihr im Ohr, bis der Morgen grau und tauschend aufstieg, bis die Meute bläufte, das Jagdhorn rief, bis Pferde wieherten und der Ausruf zum Weidwerk nahe war. Sie suchte mit jagenhem Herzen und angsterfüllten Augen nach dem Geliebten, nach Streit. Sie fragte: Man juchte die Achseln. Der Kurfürst hätte ihn in wichtiger Mission ins Ausland gesandt. Mehr wußte man nicht. Doch der junge Boddien genügte es. Sie sah das Gesicht des gedemüthigten Fürsten vor sich, er haßte Streit — und man hatte ihn fort gebracht, dorthin, wohin man unbequeme Leute zu schaffen pflegte, nach der Feste Königstein!

Ihre Knie zitterten, als sie zu Pferde stieg, als sie inmitten des fürstlichen Gefolges, umtobt vom Geläut der Meute, dahintritt. August galoppierte an der Spitze. Sonne flirrte durch das Gesträuch. Das Baumzeug der Pferde glitzerte mit seinem Silberbesatz. Nept wandte sich der Jagdherr um, er winkte der Komtesse. Gertha Boddien gab ihrem Falben die Sporen. Sollte sie bitten, stehen, hochmüthig die Freigabe verlangen?

Stumm ritt sie an der Seite des Kurfürsten. Das Gefolge hielt sich unmerklich zurück. Man verstand die Situation. August lächelte verbindlich und musterte die raffige, geschmeidige Reiterin wohlgefällig. Tief hingen sonnenumzitterte Äste herab, galant griff der Kurfürst empor und hielt sie hoch, damit sie den roten Federhut der jungen Boddien nicht streifen. Dabei glitt unversehens sein Ring herab, Gertha fing ihn geschickt auf.

„Behaltet den Ring, Komtesse! Es ist ein Glücksring. Er bringt Euch Glück und Macht, wenn Ihr ihn tragt.“

Das Auge des Kurfürsten flammte auf. Röthe schloß in das feine Gesichtchen der Hofdame. Glück — Macht — ihr Mund zitterte, sie dachte an den Königstein. Schon wollte sie hohnlachend, sich selbst vergessend, den Ring zu Boden schleudern, da kreuzte kühnste Vernunft ihr Hirn und bot den sinnlos daherstürmenden, auffälligen Gedanken Halt. Komtesse Gertha lächelte und steckte den Ring an den Finger. „Er öffnet Thür und Thor, gnädigster Herr, wenn er Macht gibt.“

„Er gewiß, Thür und Thor öffnet er zum Glück, schönste Komtesse.“ Die junge Reiterin sah mit heißen Augen in die Waldweite. „Sie werden heute abend allein mit mir tanzen?“ fragte der Fürst.

„Um Mitternacht den letzten Tanz, mein Fürst.“

August lächelte und ließ ein Auge zu. Dann sprengte er unter dem Klang der Jagdhörner weit voraus. Niemand bemerkte, daß die junge Komtesse im Getümmel der Jagd vom Wege abgekommen und verwundungen war. Sie spornete ihren Gaul an. Sie ritt wie der Teufel. Sie erreichte Dresden, den Dunkel, den Kommandanten der Stadt. Sie berichtete in fliegender Hast, zeigte den Ring des Fürsten, und die Leidenschaft ihrer Worte ließ alle Bedenken des Generals schwinden. Ein Wagen rollte noch dem Königstein, der Ring des Kurfürsten öffnete die Tore, die Pforte. Streit taumelte in die Arme der Geliebten. —

Längst schon hielt der Kurfürst Ausschau nach der jungen Boddien, Mitternacht rückte heran. Da trat sie ein, an ihrer Seite Streit.

Der Kurfürst prallte zurück.

„Ich bringe den fürstlichen Ring wieder, kurfürstliche Gnaden. Er hat wirklich Thor und Thür geöffnet, mir Macht gegeben, mir das Glück gebracht. Habt Dank, gnädigster Herr!“ Und die junge Boddien neigte sich über die Hand Augusts des Starken.

Da lächelte der Fürst. Die Komtesse imponierte ihm. Und die galante Art, die Lebenswürdigkeit seines Wesens verdrängte allen verletzten Stolz, allen Unmut. „Es war nur Spiel, mein lieber Streit“, wandte er sich an den Offizier, nachdem er galant den Ring zurückgenommen, „und im Spiel geht es nach genauen Regeln. Da hört die kurfürstliche Macht auf. Behaltet Eure Dame! Ihr seid Rittmeister. Die Komtesse mag die Garnison bestimmen.“

Die Musik blies einen Ruch, und das schöne Paar eröffnete auf einen Wink Augusts den Tanz.

Die Stadt der Verrückten.

Von Emanuel Clasen.

Alle Ansichten sind relativ. Wenn wir behaupten, Feldmäuse seien Ungeziefer, so haben wir von unserem Standpunkt aus recht. Ebenso richtig ist aber auch die Meinung der Feldmäuse: „Der Mensch ist unser Feind, weil er uns schadet.“ Das Recht steht nur auf unserer Seite, weil wir die Stärkeren sind. Glücklicherweise!

Wir behaupten, hunderttausend Menschen auf Erden seien irrsinnig. Sie sind es, weil sie vom Normalen abweichen. Die meisten unter ihnen wieder sind der festen Überzeugung, wir Gesunde müßten unserem

ganzen Gebaren nach verrückt sein. Wer will ihnen diese Ansicht verüben? Die Überzeugung anderer soll geachtet werden. Nur tut es keiner. Sonst würde er vom normalen heutigen Menschen abweichen.

Da sind die Verrückten meistens duldsamer. Sie sehen oft mit einem mitleidigen Lächeln auf diejenigen herab, die sie hinter Anstaltsmauern stecken. Oder sie machen es wie die Pensionäre der Stadt Gheel. Sie finden sich mit den vermeintlichen Marotten ihrer gesunden Mitbürger ab und leben glücklich und in Frieden.

Eine eigenartige Stadt dieses Gheel. Jeder siebte Einwohner hat einen Sparren, der ihn anderweitig für das Irrenhaus reif machen würde. Nicht etwa, daß die Gheeler erblich belastet wären! Nein, die zweitausend Irren stammen überhaupt nicht aus Gheel, sondern sie kommen aus ganz Belgien hier zusammen, um als Pensionäre in den gesunden Familien untergebracht zu werden und sich zum Nutzen der Menschheit und zu ihrem eigenen Frommen hier zu betätigen.

Ein Belgier stellte nämlich einmal die Behauptung auf, es sei gar nicht nötig, alle Irren hinter Schloß und Riegel zu legen, ganz abgesehen davon, daß dies praktisch ebenso wenig durchgeführt werden könne wie das Einperrern sämtlicher Lumpen. Warum sollte man nicht eine regelrechte Irrenkolonie gründen, in welcher den Anormalen jede nur mögliche Freiheit gewährt werden könne? Jeder Irre habe dann eine gewisse Verantwortung zu tragen, ohne die der Mensch doch jede Achtung vor sich selbst verlieren müsse.

So machte man sich auf die Suche nach dem geeigneten Ort. Gheel erschien nicht nur seiner Lage, sondern auch eines besonderen Umstandes wegen zur Irrenkolonie am besten geeignet. Die Ortsheilige war St. Dymphne, eine englische Prinzessin, die um 600 herum auf Befehl ihres königlichen Vaters den Kopf verlor. Sie war also die geeignetste Schutzheilige derjenigen Leute, die zwar ihren Kopf noch auf den Schultern tragen, aber nach unserer Ansicht keinen rechten Gebrauch davon machen. So schickte man Irre versuchsweise nach Gheel, dortige Familien nahmen sie auf, und Gesunde und Anormale leben heute friedlich nebeneinander.

Ein Teil von ihnen arbeitet sogar in den Fabriken des Städtchens, bedient in den Läden die Kundschaft. Jeder hat sein Ausweisbuch, in das der Pensionsvater wöchentlich einen Vermerk einzutragen hat: Benehmen nicht verändert, verschlechtert oder verbessert. Im Ort befindet sich auch eine kleine Irrenanstalt für diejenigen, die einmal rabiat werden. Seit Jahren ist sie wegen Mangels an Kundschaft geschlossen.

Fremde besuchen nur selten Gheel. Es ist ja dort sonst nicht viel zu sehen. Auf seine Kosten kommt aber doch jeder Wissensdurstige. Er darf nur nicht über die eine oder andere Figur lächeln, die seiner Ansicht nach verschroben ist. Er muß ernst bleiben, auch wenn ihm ein kleines Erlebnis aufstößt, wie kürzlich einem Pariser Journalisten.

Der wollte sich die der Ortsheiligen gewidmete Kathedrale ansehen und nahm mit Dank die angebotenen Führerdienste eines älteren Mannes mit klugen Gesichtszügen an. Der Cicerone entpuppte sich denn auch bald als wahrer Kunstschverständiger, der dem Pariser eine Reihe von interessanten Einzelheiten über Bau und Geschichte der Kirche erzählen konnte. Er unterschied sich dadurch vorteilhaft von vielen anderen Führern. So wußte der Pariser nicht recht, ob er dem älteren Herrn für seine Dienste eine Entschädigung anbieten sollte. Er tat es zuletzt doch, weil er die Zeit des freundlichen Führers lange genug in Anspruch genommen zu haben glaubte. Doch der alte Herr lehnte das Geld mit gütiger Handbewegung dankend ab: „Nein, ich nehme nichts. Petrus hat nie nach Geld geifcht, sondern immer nur nach Seelen.“

Die Antwort klang dem Pariser ein wenig geheimnisvoll. Er verstand den Alten nicht. Er wollte sich nun nicht ohne weiteres verabschieden, sondern suchte aus Höflichkeit einen anderen Gesprächsstoff. So sagte er: „Man sieht hier nur wenig von den Pensionären der Stadt Gheel.“ — „Ach“, meinte der Führer, „von den Irren können Sie doch genug sehen. Da drüben zum Beispiel, der Mann mit der Pfeife, das ist einer. Er hat sich in den Kopf gesetzt, er sei der heilige Petrus. Er kann mir leid tun, der arme Verrückte. Wie will er denn Petrus sein, wenn ich selbst es doch bin!“

Dann verabschiedete er sich mit einem wahrhaft gütigen Gruß. Er nickte sogar seinem Konkurrenten, dem „falschen Petrus“, gnädig zu. Er schien glücklicher zu sein als alle anderen Leute in Gheel. Vielleicht gerade, weil er schon ein wenig reichlich verrückt war.